

Roland Galle u. Johannes Klingens-Protti (Hg.): *Städte der Literatur*. Heidelberg (Winter) 2005. 238 S.

Es ist ein kompliziertes Spiel, das die Stadt treibt in der Literatur, wenn sie ihren reinen Kulissen-Status verläßt. Daß die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Sujet gerade in den letzten Jahren zunimmt, zeigen verschiedene, z.T. interdisziplinär orientierte Publikationen, darunter zuletzt *Städte der Literatur*, herausgegeben von Roland Galle und Johannes Klingens-Protti. Das breite Interesse mag vor allem vor dem Hintergrund der realen Entwicklung von Städten initiiert sein, die Fragen nach Benennung und Darstellbarkeit von Phänomenen insbesondere moderner städtischer Formationen wie mega cities und polyzentrale Ballungsräume, der Aufwertung peripherer, infiniter Urbanitäten im Kontext der Globalisierung etc. in Texten evoziert. Denn so wenig es eine kohärente, sich allenfalls aktualisierende Literaturgeschichte der Stadt gibt,⁷ die Schreibweisen einer Aneignung vorgibt, so wenig gibt es eine stringente und systematische Entwicklung von Städten, die sich terminologisch festlegen ließe.⁸ Im Gegenteil führen solche Strukturen offenbar dazu, daß sich die Selbstbehauptung der Stadt in der Reflexion über den adäquaten narrativen Modus ihrer Darstellung spiegelt. Reine Beschreibungen, die Verkleinerung oder symbolische Verdichtung von Gegen-Orten, womit aus Neuem bekannte und überschaubare Welten geschaffen werden können, kurz die tradierten deskriptiv-summarischen, kontrastästhetischen, diskursiven und Pars-pro-toto-Verfahren der älteren Stadtliteratur weichen in der (Post-)Moderne Konzepten der Dekontextualisierung, Auflösung und Dispersion. Die Stadt wird zu Figur und Text, zur erzähltechnischen Vorlage, die neue Referenzpunkte erprobt.

Daß literarische Städte keine realen sind, auch wenn sie auf diese vehement referieren, und ihre Texte gleichsam selbst Städte konstruieren, weist auf das grundlegende Potential des Themas: Die Spannung zwischen literarisch konzipierter und realer Stadt, zwischen Vorstellung, Erlebnis und mimetischer Verfahrensmöglichkeit begründet eine Affinität zwischen Stadt und Literatur, die einem dynamischen Prozeß unterworfen ist, der sowohl eine terminologische wie narratologische Festlegung ignoriert. Städte erzählen,⁹ sind semiotische Systeme,¹⁰ und als solche müssen sie dechiffriert und anschließend komprimiert werden. Suchen historische, archäologische und verwandte Disziplinen die Spuren urbaner Materialität zu re-konstruieren, kultur- und epochengeschichtlich divergierende Grade vergangener Realität möglichst lückenlos miteinander zu vernetzen, so ist es der Literatur vorbehalten und erlaubt, Städte und ihre Imaginationen zu einem umfassenden Entwurf zu synthetisieren und ästhetisch zugänglich zu machen. Perspektivische Verschiebungen sind dabei nötig, vor allem die Metropole, um die es zumeist geht, als »kulturelle[n] und ästhetische[n] Erfahrungsraum«¹¹ in den Blick zu bekommen. Die neue »irréalité« (Baudrillard), die sich als konturlose Wuche-

7 Vgl. Corbineau-Hoffmann, Angelika: Kleine Literaturgeschichte der Großstadt. Darmstadt 2003.

8 Vgl. hierzu zuletzt den Tagungsband des Instituts für vergleichende Stadtgeschichte in Münster, hg. v. Johaneck, Peter: *Vielerlei Städte. Der Stadtbegriff*. Köln u.a. 2004.

9 Vgl. Klotz, Volker: *Die erzählte Stadt. Ein Sujet als Herausforderung des Romans von Lesage bis Döblin*. München 1969.

10 Barthes, Roland: *Sémiologie et urbanisme*. In: *L'aventure sémiologique*. Paris 1985, 261-271.

11 Moser, Christian (Hg.): *Zwischen Zentrum und Peripherie. Die Metropole als kultureller und ästhetischer Erfahrungsraum*. Bielefeld 2005.

rung bislang stabiler Grenzen zwischen Stadtzentrum und Peripherie formiert, begegnete zwar schon dem Blick *Vom Sankt-Stefansturme*¹² auf das Wien nach der Schleifung der Festungsanlagen. Doch was Stifter noch mit diskursivem Rückgriff auf Geometrie und einer traditionellen Metaphorik beschreiben konnte, scheint für spätere Stadtrezeptionen ein ebenso unzureichendes Verfahren wie die Panorama-/Tableau- und Genre-Ansichten, mit denen Hugo, Mercier und Nachfolger die große Stadt als »l'abrégé de l'univers«¹³ zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfassen.

Wenn also städtische Erfahrungsformen mit stadtspezifischen Erzählkonzepten korrelieren, dann provoziert das eine zunehmende Emanzipierung des Textes von seinem Gegenstand. Mehr denn je voneinander zu unterscheiden sind jetzt Stadttex-te, die real existierende städtische Formen als Vorwurf rezipieren und an ihrer mimetischen Vermittlung interessiert sind, und (autonome) Textstädte.¹⁴ Doch zugleich verschleiert so ein oppositionelles Verfahren die der Stadtliteratur typische Eigendynamik, die zur Annäherung und Aufhebung von Gegensätzen und Trennschärfen tendiert. Dies zeigt sich auch schon im Vorvergangenen, und an diesem Punkt setzt der Herausgeberband *Städte der Literatur* ein: Die elf Aufsätze konfrontieren in der Gesamtsicht Antike und Moderne miteinander, womit eine neue, da diachrone Perspektivierung erreicht wird. Neben z. T. bekannten, im thematischen Kontext freilich neu perspektivierten Betrachtungen zu Paris im 19. Jahrhundert (Stierle, Warning), Joyces Dublin (Lobsien), Berlin seit den 20er Jahren (Scherpe), Stadt-Texten der italienischen Moderne (Behrens) und der amerikanischen Postmoderne (Fluck), werden orientalisch-semitische und antike Städte wie Babylon (Maul), Jerusalem (Metzger), Athen (Eigler) und Rom (Glaser) und ihre Literatur reflektiert. Als Scharnier fungiert zwischen beiden Zeit-Komplexen eine Untersuchung zu Stadtfiktionen in der Renaissance (Tiller). Mit diesem Aufbau gelingt nicht nur eine zeitlich und räumlich weite Schau über mannigfache Rezeptionsformen, sondern vor allem ein Einblick in die divergierende Bedeutung von Texten für Städte: So sind (vor-)antike Stadttex-te nicht an einer Wiedergabe tatsächlicher Lebensformen interessiert, sondern »auf mythische Überhöhung und Legitimation der jeweils symbolisch gefaßten Orte ausgerichtet« (IX), die sie damit zugleich etablieren. Stefan M. Maul zeigt in seinen (bild-)quellenreichen Ausführungen zu Babylon, wie sehr sich Wirklichkeit und historische Valenz in schriftlicher Rezeption zu einem Mythos konservieren lassen, der auch eine polemische Konvertierung unbeschadet übersteht: Die biblische Geschichte vom *Turmbau zu Babel* in *Genesis* 11, 1-9, referiert dessen Entstehung und Zerstörung und ist zugleich als Kommentar zu lesen auf die einst hybride Vorherrschaft Mesopotaniens. Dies erschließt sich erst mit den archäologischen Fundstücken und der Entzifferung der Keilschrift zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts. Im Weltschöpfungsepos *Enuma elisch*, dem aus dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend stammenden Nationalgedicht der Babylonier, wird vom

12 Kap. 2 in: Stifter, Adalbert: Aus dem alten Wien. In: GW, hg. v. Konrad Steffen, Bd. 13, Basel 1969, 9-38.

13 So Merciers Konzept von der Stadt als Abbild der Welt und umgekehrt. Vgl. dazu Corbineau-Hoffmann, Angelika: Brennpunkt der Welt. C'est l'abrégé de l'univers. Großstadterfahrung und Wissensdiskurs in der pragmatischen Parisliteratur 1780-1830. Bielefeld 1991.

14 Vgl. Mahler, Andreas: Stadttex-te - Textstädte. Formen und Funktionen diskursiver Stadtkonstitution. In: Ders. (Hg.): Stadt-Bilder. Allegorie, Mimesis, Imagination. Heidelberg 1999, 11-36.

Bau des ›Esangil‹ (das »Haus, dessen Haupt erhoben ist«, 8), berichtet, dessen Fundamente 1913 freigelegt werden konnten. Himmel, Erdoberfläche und Erdreich miteinander verbindend, war der Tempel als ›axis mundi‹ zugleich Stütze von Kosmos und Irdischem, zentral angelegtes weit sichtbares Zeichen von Macht und Ideologie eines Weltreichs. Die großflächige Gesamtanlage beherbergte auch fremdartige Pflanzen und Tiere und verschiedene ethnische Kulturen, denen Marduk als König der Götter und irdischer Welt-Herrscher vorstand. Erst mit der Eroberung Babylons durch Kyros im Jahre 539 v. Chr. versiegt die »zentripetale Kraft der Weltenachse« (15) und versprengte die einst konzentrierte Vielfalt. In Kenntnis der babylonischen Theologie, die sich in der Tempelanlage visualisiert, werden die Verse der *Genesis* zur »Verarbeitung einer unmittelbar nachexilistischen historischen Erfahrung« (14) ihres Verfassers, der Turmbau und Sprachverwirrung zusammenführt im Bild des Untergangs: Menschen, »einerlei Volk und einerlei Sprache« (*Gen.* 9, 6), sind es hier, nicht Götter, wie das Epos erzählt, die sich zu erheben trachten, »damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder« (*Gen.* 9, 4). Die Hochzeit des babylonischen Imperiums wird zur anmaßenden und zugleich bloß menschlichen Leistung, die Besiegung durch die Perser, die für Juden und andere deportierte Völkerschaften die Freiheit bedeutete, zur gerechten Strafe des herabfahrenden Gottes. Der Verlust der gesellschaftlichen und lingualen Union macht aus ›Babel‹, dem babylonischen ›Tor der Götter‹ (›Bab-ili‹), multikulturell, geordnet und zentripetal konzipiert, einen Ort der ›Vermengung‹ (hebr. ›bahal‹), des Chaos', der auch geographisch seine zentrale Stellung einbüßt. Daß Sprachverwirrung und Turm zu Babel bis heute die Künste inspiriert, verdankt sich der »reizvolle[n] Unschärfe zwischen Mythos und Geschichtlichkeit« (2), durch die Babylon als »Fadenkreuz zwischen Raum und Zeit« (1) aufscheint.

Ähnlich Athen, das bis heute als »Chiffre [...] und Inbegriff antiker Kultur« (63) gilt und dies werbeträchtig nährt, zu eigenem »Nutzen und Nachteil« (63), wie Eigler in seinem Beitrag ausführt. Aktuelle Broschüren des Touristikverbandes zeigen, daß Antike und Moderne sich problemlos collagieren lassen zu einem sinnhaften Gesamtbild, das sich auf die humanistische Bildung seines Betrachters verläßt. Dabei referierte bereits Hölderlin auf eine Stadt, die spätestens seit ihrer Eroberung durch die Türken (1456) in den fernen Orient und damit aus dem europäischen Reise-Radius rückte und sich auf eine literarische Vermittlung beschränken mußte. Sein Athen (in *Archipelagus*, V. 62) und das seiner Zeitgenossen »zielt auf das ideale, überzeitliche Bild« (71), das im deutschen Humanismus die Blüte unter Perikles meint und sich als »ewige Zeit« (Plut. *Per.* 13) in Monumenten manifestiert und von Thukydides schriftlich fixiert wurde. Die Konstruktion eines Selbstbildes, seine Übernahme als Fremdbild seitens der hellenistischen Staaten, die Weitergabe an die Römer und schließlich an die modernen Kulturnationen zeigt einen Prozeß, der das »einmal [selbst] angehäuften mnemische Kapital« (69) überzeitlich konserviert. Als Ausdruck der »Macht des Staates« und seiner »Anmut« (Thuk. 2, 42), als Inbegriff für Bildung und Kultur, wird die reale Erfahrung von Akropolis und platonischer Akademie schon bei Plutarch, Cicero und folgenden durch das Textgedächtnis überblendet. Die spätestens angesichts ruinöser Bauten auch faßbare »Differenz zwischen Mythos und Wirklichkeit« (67) homogenisiert ein panegyrisches und »völlig zeitresistent[es]« (68) Stadt-Bild, das sich seit der Antike stets »weiter rezipiert und reproduziert« (70). Daß die Stadt der *Literatur* schließlich zur konkreten Hauptstadt wird, verdankt sie dieser »suggestive[n] Eigendynamik« (72). Unterstützung erfährt die Arbeit am Mythos ganz handwerklich durch die architektonische Umgestal-

tung vor allem im 19. Jahrhundert, die Neues perikleisch anpaßt und Bestehendes modern vernetzt zu einem System von Achsen, die deiktisch auf die Akropolis, auf den Mythos als »Fluchtpunkt griechischer Identitätssuche« (78), verweisen.

Derartige Kompensationsleistungen führen moderne Stadt-Texte höchstens noch als Anknüpfungspunkt mit. So wird schon bei Balzac deutlich, daß auch das gesamt-bildstiftende ›mythische Analogon‹ (Lugowski) den Aspekt der Zersetzung integriert, den die Wirklichkeit vorgibt (vgl. Warning). Das Paris Zolas zeigt sich im Rekurs auf die Termini ›Chronotopos‹ (Bachtin) und ›literarisches Sujet‹ (Lotman) bereits als konsequente narratologische Realisierung einer krisenhaften Stadt-Erfahrung, die Transformation und Fragmentierung auf die Grundbedingung des Erzählens überträgt (vgl. Stierle). Neben der spätestens jetzt einsetzenden allgemeinen Formproblematik bilden sich thematische Eigenständigkeiten heraus, wie Behrens am Beispiel der Triestiner Literatur aufzeigt: Die reale Erfahrung der (sprachlichen, kulturellen wie politisch-historischen) Grenze wird zum Leitmotiv der Regionalliteratur im 20. Jahrhundert (bei Svevo, Slataper, Tomizzi, Morandini, Magris u. a.) und schafft damit im Triest-Diskurs »ein kulturelles Dispositiv« (177), das die Stadt »als ein semantisch in sich konsistentes Gebilde« (177) entwirft: Der Mangel an identitätsverbürgender Kontinuität sowie Geschichtslosigkeit und Kommerzialisierung/Künstlichkeit, die als signifikante Merkmale Triests bereits in Reisebeschreibungen des 19. Jahrhunderts auftauchen, sind kontinuierlich rezipierte und ambivalent verhandelte Themen z. B. bei Italo Svevo (*La coscienza di Zeno, Una vita*) oder Umberto Saba (*Trieste e una donna*). Darüber hinaus erweist sich auch der Umstand fehlender konventioneller Referenzpunkte wie historisch gewachsene und symbolisch aufgeladene Orte als Initiator für die literarische Festschreibung einer Suche, die sich intertextuell im Motiv der Grenze wiederfindet. Die vor dem historischen Hintergrund implizierte Beweglichkeit der Grenze generiert zudem Motive, mit denen sich Schwellen- und Übergangsphänomene wie Krankheit, Altern, psychische Alienation und Tod explizieren lassen. Diese »lebenszeitlichen Grenzverschiebungen« (190), die bis zur Perforierung vermeintlich festgelegter Pole führen (Stuparich), münden in der aktuellen Literatur Triests in eine historische Dimension, die sich in Bildern der Trauer und Figurationen des Entschwindens manifestieren (Gergoly, Mattioni, Morandini, Del Guidice).

Eine gedankliche Entsprechung der Triestiner Verlust-Metaphorik ist die ›Leere‹ als Chiffre für die moderne Metropole, die sich auch in der Baukunst wiederfindet, z. B. in Berlin (vgl. Scherpe). Weitgreifende Egalisierungskonzepte und mediale Selbstüberblendung fassen die Großstadt Berlin als Un-Ort mit zertrümmerter Aura (Benjamin), deren Leere, semantisch gewendet, selbst zur zeitübergreifenden Aussage werden kann: Seine Formensprache macht das Jüdische Museum nach den Entwürfen Libeskind's zu einem Hohlraum, der die Abwesenheit der Ermordeten zeigt und damit zugleich die Verbindungslinie zur alten Hauptstadt Berlin aufrecht erhält.

Die Unlesbarkeit der Stadt im Konzept der Dekontextualisierung zu entfalten und so die Chiffre der Leere weiterführend, verbindet die Texte von Pynchon, Barthelme und Carver (vgl. Fluck). Die amerikanische Stadt, nach Überwindung des Anti-Urbanismus endlich aufgewertet zum »Ort des Versprechens und der Selbstentfaltung« (213), erwächst bei Pynchon aus der postmodernen »Kultur der Spontaneität« (217). Diese fungiert nicht nur als Strukturgeber für einen elliptischen Sprach- und Handlungsaufbau, sondern auch als Figurenvorlage. »Sinnsucher« (217) wie Oedipa Maas in *The Crying of Lot 49* (1966) erfahren die Zentrumslosigkeit und Undurchsichtigkeit der

Großstadt als Motivationschub für eine ewige Hatz nach Entzifferungs- und Orientierungshilfen, die sich jedoch immer nur als Verweise in »potentiell endlos-supplementäre[r] Reihungsstruktur« (219) entpuppen. Bei Barthelme bieten die in *City Life* (1970) versammelten Kurzgeschichten ein »Kompodium sprachlichen Zeichenmülls« (222), das im Signifikantenspiel zwischen Sinnentfaltung und sofortiger -entleerung eine nicht zu entschlüsselnde Textualisierung der Welt anzeigt. Zu einem Ort forciertier Lähmung und Entropie wird die Stadt schließlich in Carvers short story *Why don't you dance?* (1981), deren Handlungsstruktur aus der zusammenhanglosen Aneinanderreihung dekontextualisierender Momente besteht. Selbst der Einbruch unerwarteter Ereignisse rettet die Figuren nicht aus der Banalität des Alltags, der Orientierungslosigkeit und Ich-Schwäche gleichsam produziert wie voraussetzt. Im narratologischen Rückgriff auf das Erkenntnisversprechen des Realismus erfahren die »hyperrealen Momente der flüchtigen Transzendenz« (228) eine kurzfristige Plausibilität, indem sich die entsemantisierte Textoberfläche mit Bedeutung auffüllt, allerdings ohne weitere Folgen. In diesem Wechsel zwischen Sinnversprechen und Sinnentzug sind Leere und Bewegungslosigkeit die Parameter modernen städtischen (Über-)Lebens.

Flucks Beobachtungen, die auch den Band beschließen, führen gedanklich zurück zur (heilen) Mythenkonzeption (vor-)antiker Stadtliteratur. Symbolische Überhöhung vs. hyperreale Destruktion, so die Formel zur Funktionsleistung der *Städte der Literatur* nach der Lektüre des Buches, das in seinem diachronen Aufbau eine Oppositionsstruktur gleichsam impliziert. Doch schließt der kontrastive Vergleich, der hier anhand der interessant ausgewählten und gut eingeführten Beiträge überzeugt, übergeordnete Analogien nicht aus, setzt sie vielmehr voraus und provoziert sie erneut im Nachhinein: Es ist vielfach von Denkfiguren und -bildern die Rede, und es stellt sich die Frage, ob nicht manches Mal in dieser Richtung weitergedacht werden könnte. Wenn Orten ein konstantes literarisches Interesse zuteil wird, so markiert dies ein identifikationsstiftendes Potential. Die grundsätzlich ambivalente Rezeption rekurriert immer auch auf vergangene Konnotationen, die mitgelesen, erneut und neu rezipiert werden. Damit ist die Funktionsweise von Kollektivsymbolen umrissen,¹⁵ mit denen sich hier dargelegte Phänomene vielleicht noch stärker konturieren ließen, da sie die Rezeptionswege mit in den Blick nehmen, selbst solche, die in touristische Infobroschüren (oder zu »Literarischen Spaziergänge mit .../durch ...«) führen. Als Spezialfall der Topoi, also der kollektiv verankerten literarischen Klischees, ermöglichen Kollektivsymbole ein stetes Weiterdichten am (Stadt-)Bild, das sich als rekursives Verfahren sowohl in einer auf Konservierung bedachten mythischen Überhöhung zeigt, die der Jetzt-Zeit angepaßt werden will, als auch im sinnfreien Rotieren um vermeintlich überkommene Referenzpunkte. Möglicherweise wird hinter der unablässigen Suche nach dem narratologischen Äquivalent zur Stadterfahrung ein konstanter (diskursanalytischer) Mechanismus sichtbar, an dem sich die »Spannung zwischen der Prägkraft der Stadt und dem Eigenleben der Literatur« (VIII) beinahe zeitübergreifend aufhängen und systematisch entfalten ließe.

Christiane Dahms

15 Vgl. hierzu die Arbeiten von Jürgen Link (1983ff., s. die Bibliographie *Link(s)*) von Rolf Parr u. Matthias Thiele, Heidelberg 2005, 16–30), zum (städtischen) Kontext insbesondere den thematischen Doppelband der Zeitschrift *kultuRRévolution*, Nr. 41/42: kollektivsymbolik des 21. Jahrhunderts? – frankreich. Hg. Jürgen Link u. Rolf Parr. Essen 2001.